

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 13

Artikel: Vom Ich
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669259>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Ich.

Von Ernst Eschmann.

Was für ein kleines Wörtchen ist es, und doch umfaßt es eine ganze Welt. Jedes einzelne bedeutet eine Geschichte und ein Schicksal.

Was sind wir? Was bist du?

Viele geben sich der Täuschung hin, sich auskennen im eigenen Herzen. Aber sie tappen im Unsichern und rühren an ein paar Oberflächlichkeiten, die jedem auf der Hand liegen. Wir sind uns zu nah. Wir sind uns selber im Wege. Wir sollten Abstand nehmen können von uns.

Auf der Straße begegnen uns täglich Scharen von Menschen. Sie kommen auf uns zu. Wir beobachten sie. Wir sehen, wie sie sich bewegen, was für Schritte sie nehmen, und siehe da: Jeder hat seine eigene Art auszuschreiten, die Hände zu schlenkern und den Kopf zu stellen. Wir erkennen ihn am Gang, an der ganzen Haltung. Wir hören, wie er redet, wie er lacht, wir merken uns sein Mienenpiel, und manches fällt uns gar auf, das über die äußere Erscheinung hinausgeht und ins tiefere Wesen des Menschen weist. Bescheidenheit oder Hochmut stellen sich ungewollt zur Schau.

So sollten wir uns selber ins Auge fassen können. Der Spiegel trägt. Ahnungslos sollten wir uns sehen. Wie werden viele steif und ungelenk vor der Kamera des Photographen! Die besten Aufnahmen sind die, von denen wir nichts wissen, mit denen wir gewissermaßen überfallen worden sind.

Es wäre ein Glück, wenn wir wüßten, wie wir der Umwelt vorkommen. Sie könnte uns manches sagen. Aber wie viele hörten's nicht gern und glaubten es nicht, was man ihnen vorhielte!

Gehen wir unermüdlich in die Schule unserer Mitmenschen! Nur sie geben nach Schillers Wort uns den Schlüssel in die Hand, um in die geheimen Gemächer unseres Wesens einzudringen.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben.

Willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz!

Doch tue es nicht zu oft, zu leidenschaftlich oder gar ängstlich! Das gibt die Grübler, die ewig Unglücklichen, die sich selber mißtrauen und in der kleinsten Unregelmäßigkeit etwas Schlimmes und den Anfang einer gefährlichen Krankheit wittern. Sie versinken in sich selber und verlieren den Anschluß an die Außenwelt. Vor lauter Selbstbetrachtungen finden sie sich im viel-

stöckigen Hause des eigenen Ichs nicht mehr zurecht. Sie laufen zum Arzt, von einem zum andern, sie bemitleiden sich selber und haben das große Gut verloren, das jedermann braucht, wenn er sich im Kampfe des Lebens behaupten will: den gesunden Menschenverstand.

Ein seltsames Ding ist es, dieses Ich. Heut groß, morgen klein. Es ist auch nichts Feststehendes, wie ein Baum, wie ein Turm. Es läßt sich nicht wägen, nicht messen, und es selber wägt nicht immer mit den gleichen Gewichten. Heut nimmt es die selbe Sache leicht, morgen schwer. Mit ganz verschiedenen Gesichtern schaut sie dich an. Heut kommst du dir vor wie ein König, und du fragst: Was kostet die Welt? Anderntags fühlst du dich bettelarm, und dein Herz ist leer. Einmal glaubst du Kraft genug zu haben, um Berge zu versetzen, und morgen raffst du dich kaum zu einem Entschlusse auf.

Daselbe Ich ist es, und doch nicht daselbe! Dehnbar und von ungleicher Dimension.

Oft hat es Mühe, mit sich selber ins Klare zu kommen. Oft will es dies, oft das. Eine gewisse Folgerichtigkeit, die wir immer schätzen, wo sie auftritt, geht ihm meist ab. Denn seine Wünsche streben auseinander, kreuzen sich, überschneiden sich und schaffen eine Verwirrung, aus der nicht immer leicht ein Ausweg zu finden ist. Je mannigfaltiger die Anlagen eines Menschen sind, um so mehr Mühe hat er, sich zu zügeln und in eine geradlinige Bahn zu zwingen. Was Conrad Ferdinand Meyer von seinem Hutten sagte, hatte er wohl auch auf sich gemünzt, und wer hätte zuzeiten sich nicht selber als Rätsel erkannt und zugegeben:

Ich bin kein ausgeflügelt Buch,

Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Das Glück ist bei uns zu Gast, wenn wir zufrieden sind, zufrieden mit uns und zufrieden mit der Umgebung.

Aber wir ewig Unruhigen befinden uns immer auf dem Weg zu diesem Glück. Wir suchen es und rennen an ihm vorbei.

Und manchmal geben wir uns der Täuschung hin, wir hätten es gefunden, nur wir allein. Unser Ich nimmt uns zu sehr in Beschlag. Es liegt wohl in der Natur der Sache, daß wir mit unsern Augen sehen und mit unsern Ohren hören. Und wir vergessen, daß die Welt von ver-

schiedenen Seiten aus betrachtet werden kann. Sind wir wirklich in der Lage, ein maßgebliches Urteil zu haben über unsere Antipoden, über die Menschen, die unter ganz andern Umständen vor tausend, vor fünftausend Jahren gelebt haben?

Es rumort auch ein Teufelchen in uns, das nicht oder nur mit Mühe ja sagen kann. Es steht in beständigem Streit mit seiner Umwelt. Wer kennt sie nicht, wer hätte sie nicht schon erfahren, die Unbequemen, die Mephistonaturen mit ihrem Nein? Sie schwimmen gegen den Strom und erregen überall Anstoß. Wollen sie? Müssen sie? Wir wissen nur: sie haben den Frieden nicht und versperren sich selber die angenehme Straße des Lebens.

Ein Geheimnis sitzt in den Schwankungen unseres Ich-Gefühls. Eine Maschine vermögen wir zu regulieren. Wir bringen sie auf die Spannung, auf die Arbeitsleistung, die wir brauchen. Aber unsere Kräfte dirigieren wir nicht, und sie gehorchen auch nicht der Stunde. Das Ich sagt wohl: ich will! Aber manchmal, wenn es sollte, sind seine Flügel lahm. Es mag nicht, und keine Macht der Welt hebt es in die Lüfte.

Noch seltsamer steht es mit der Zusammenfassung unserer Eigenschaften. Unser Ich schimmert in manchen Farben. Sind es immer die gleichen? Wie auf einer bunten Scheibe dreht sich alles durcheinander. Bald überwiegt das Rot, das Gelb oder Blau, und oft tauchen Mischungen auf, die dir selber noch fremd sind.

Und mit den Jahren wandelt sich dein Ich. Schau zurück! Wie ganz anders fühltest du dich als Kind! Was für Veränderungen haben deine Wünsche erfahren! Und deine Gedanken und Überzeugungen haben eine neue Route eingeschlagen. Du bist in Entwicklung begriffen bis an dein Ende, und du weißt nicht, wie es aussehen wird. Es liegt auch nicht in deiner Gewalt zu bestimmen, wie es kommen soll, das Schicksal so wohl wie der Wechsel deiner innern Kräfte und Stimmungen.

Aber auch im gleichen Jahr, am gleichen Tag ist dein Ich nicht immer dasselbe. Du bist gut, du bist böse, du spendest Liebe, du hast eine geschlossene Hand, es zieht dich hinauf in alle Berge, und morgen klist du in deiner Stube und bist nicht aus deinem dumpfen Winkel zu vertreiben. Dein Ich macht Sprünge, und es geht im Zickzack.

Wohl dem Menschen, dem nicht Ähnliches begegnet! Nur selten begegnest du einem ganz Aus-

geglichenen, der fest und sicher in sich selber ruht und bei dem wir uns nicht auf Überraschungen gefaßt machen müssen. Das sind die Großen, unsere Retter in der Not. Sie kennen die goldene Mitte und halten sie selber inne.

Wie wenig braucht es, und dein Ich verliert die Haltung, die es gewöhnlich inne hat. Wie ein Läublein schwankt es im Winde oder ist aus der Bahn geworfen. Eine Leidenschaft wühlt es auf, und alle klaren Gedanken flattern ihm davon. Und wenn es ein Schicksal niedergeworfen oder eine Freude in alle Himmel gehoben hat, wie ganz anders sieht es aus! Kennst du es noch?

Kennst du dich noch?

Am unbegreiflichsten aber ist es, wenn dein Ich ins Flackern kommt, und du weißt nicht, was es bewegt. Du kennst den Grund nicht, und doch muß etwas vorgegangen sein.

Man spricht von einem zweiten Ich, dem Unterbewußtsein.

Dinge sind da, sie tauchen oft auf und kommen ins Klare. Sie werden ans Licht des Bewußtseins gezogen. Du hast dich tiefer erkannt und neue Züge deinem Wesen einverleibt.

Lassen wir es, das Unterbewußtsein! Es tut nicht immer wohl, es zu wecken. Wie ein unvorsichtiger Finger den Schmetterlingsflügel allen Schimmers und Duftes beraubt, raubt das Rühren und Tasten nach dem Unbewußten der Seele das Heilige und Unmittelbare. Und wenn es ein paar Kranken Erleichterung schafft, ist dem naiven Sennenbursch auf der Alp noch tausendmal wohler als dem aufgewühlten Menschen der Stadt, der durch die Labyrinth seines Herzens gesagt wird.

Dieses Nichtwissen um die Gründe, warum du dich innerlich von einer Stunde auf die andere so verändert hast, warum dir aller Mut und alle Unternehmungslust abhanden gekommen ist, während du vorhin noch von hohen und kühnen Gedanken erfüllt warst, dieses rätselvolle Spiel, das eine unbekannte Macht mit dir treibt, drückt nieder.

Oft aber sind es nur atmosphärische Störungen.

Der Föhn streicht durch das Land, und wenn er die Bäume nicht schüttelt, braust er in unmeßbaren Höhen über dich hinweg und richtet oft, ohne daß er sich in den wandernden Wolken verrät, in dir die ungemütlichsten Verheerungen an. Dein sonst so mannhaftes Ich ist zu Boden geworfen, und keine andere Rettung gibt es, als in

Geduld zu warten, bis die Windfahne sich gedreht und ein erfrischender Nord den schlimmen Föhn vertrieben hat.

Wenn dann die Stunde kommt, richtest du dich auf. Ein Lächeln zieht dir übers Gesicht, der Himmel zeigt seine alte Bläue, und du kennst dich selber wieder nach Zeiten der Trübsal und Entfremdung.

Warum ich von diesen seltsamen Erscheinun-

gen spreche? Wer um sie weiß, hält mit unlieben Urteilen zurück und billigt dem Nächsten, der einmal seine gewohnte Zugänglichkeit aufgegeben hat, mildernde Umstände zu. Wie dankbar ist ein jeder selber, dem Ähnliches widerfährt! Denn alle schweben wir zu allen Zeiten des Tages und der Jahre auf der schwebenden Schaukel unseres Ichs, und niemand ermüdet, wer uns hinterm Rücken sitzt und seine ungleichen Gewichte verteilt.

Der Frühling bläst die Zauberflöte.

Eine Mozartnovelle von Alfred Hein.

Alle Gazetten erfüllte immer wieder neue Kunde vom Ruhme Mozarts. Den Knaben geleitete sein Vater von Hof zu Hof, von Konzertsaal zu Konzertsaal; überall umging ihn die begeisterte Liebe der Zuhörer. London, Versailles, Straßburg, Köln — das waren die Etappen des Siegeszuges eines Zehnjährigen. Die allmächtige Maitresse des Königs von Frankreich, die Marquise von Pompadour, wagte er mir nichts dir nichts zu küssen, und die Hoffschranzen klatschten Bravo, zumal alle Welt wußte, daß die Pompadour neuerdings (die Trauben hingen für die Alternde schon zu hoch) das Küssen verabscheute und fromm geworden war.

Auf der Heimfahrt nach Salzburg brachte die Eilpost Brief um Brief an den fürsterzbischöflichen Vizekapellmeister Leopold Mozart, alle enthielten die Bitte hochmöglicher Fürsten und Barone, auf ihrem Schlosse Halt zu machen. Der eine hatte sich eigens für dieses musikalische Fest einen Flügel des berühmten Leipziger Klavierbauers Silbermann, der andere gar einen von Christoforie aus Florenz kommen lassen.

So mußte Wolfgang Amadé mit seinem Schwesterchen Nannerl fast jeden Abend am Klavier seine Künste zeigen, entweder in den Sälen der großen Städte oder in den Rokoko-Salons weltabgeschiedener Schlösser. Stets war die Triumphleistung des Abends das vierhändige Spiel mit Marianne, das die beiden zum ersten Male in der Musikgeschichte auf einem, nicht wie bisher auf zwei Klavieren miteinander zierlich überspringenden, bald fröhliche Triolen zwitschernden, bald in ernsten Passagen dahinschreitenden Händchen wirklich über jedes Lob erhaben vollführten.

„Wie eine Fontäne mit bengalischer Beleuchtung werden wir alle Abende angedreht, gelt, Nannerl? Ich mag nicht mehr!“ Wolfgang Amadé warf trotzig die Oberlippe auf. Sie saßen

im Gasthof zum „Goldenen Löwen“ in Miltenberg und warteten auf die Kutsche des Grafen Wörth-Amorbach, die sie ins Schloß zur Soirée tragen sollte.

„Aber Amadé — wo wir soviel Geld verdienen! Schau, dieses Kettlein — lauter Brillanten, das mir die Fürstin Sahn geschenkt hat — und wieviele wären glücklich über den Ring, den dir eine Prinzessin von England auf den Finger streifte — es ist doch so puppenleicht für uns — wir können's doch schon im Schlaf...“

Wolfgang Amadé riß den Ring vom Finger und schleuderte ihn in die Ecke. Nannerl sprang ihm erschrocken nach und haschte ihn, ehe er unter den wurmstichigen Schrank des Gasthofzimmers verschwinden wollte. „Wenn den eine Maus weggetragen hätt'...“

„Das ist ja gerade das Furchtbare, daß wir all diese Kunststückchen im Schlaf können,“ begehrt Wolfgang Amadé auf, dann überkam ihn ein plötzliches Aufschluchzen, er warf sich aufs Bett und weinte.

Nannerl lief zum Vater hinab in die Gaststube, der in Gesellschaft des Bürgermeisters, des Schulmeisters, Pastors und Apothekers ein Schöppchen Würzburger Wein trank und von den Triumphen der Mozartkinder erzählte. „Wolfgang Amadé ist krank!“ Schrecken malte sich in allen Gesichtern. „Und wo sich der Herr Graf eigens hat den Flügel aus Florenz kommen lassen — oh — das is a böß G'schicht...“, zog der Bürgermeister die Stirn kraus.

Als Vater Mozart voll Besorgnis nach seinem Sohne sah: „Ja, wo steckt er denn, Nannerl?“ Sie suchten ihn und fanden nur einen Zettel: „Ich bin pünktlich zum Konzert im Schloß. Ich gehe nur in den Odenwald ein bißerl spazieren. Amadé.“

*

Der Knabe riß die Arme weit auseinander,